

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Daniel Speck**

**Piccola Sicilia**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# 1

## NINA

*In einer Hinsicht haben doch alle ihre Heimat verloren –  
wir sind alle Migranten aus dem Land der Kindheit.*

Georgi Gospodinow

Wie ein Traum aus der Tiefe, dunkel schimmernd unter den leicht gekräuselten Wellen, steigt es langsam ans Licht. Dann bricht es durch die Wasseroberfläche. Ein silbernes Flugzeugleitwerk, abgerissen vom Rest des Rumpfes, aber erstaunlich intakt, als hätte es nur darauf gewartet, aus seinem Schlaf am Meeresboden geweckt zu werden. Muschelkrusten wie auf einem alten Wal. Auf der Heckflosse, in verwaschenem Schwarz: ein Hakenkreuz. Schlamm tropft von den Flügeln. Es ächzt und stöhnt aus dem Inneren, während der Kran das Ungetüm vorsichtig an Bord hievt. Ein Taucher bewegt die Landeklappen. Deutsche Wertarbeit. Oft gesehen auf Schwarzweißfotos, die Aluminiumhaut der Ju 52, jetzt plötzlich in Farbe, inmitten von glitzerndem Blau. In der Ferne ein Strand, Felsen und Olivenbäume, man sieht Kinder spielen.

Ich starre auf den Bildschirm und kann es nicht fassen. Nicht weit von dort hatten wir am Strand gestanden und aufs Meer geschaut. Die Windmühlen von Marsala, die Weinberge und Tempel, unsere Hochzeitsreise durch Sizilien. Nie wäre mir in den Sinn gekommen, dass unter der Meeresoberfläche jene Maschine lag, die meinen Großvater nach Hause hatte bringen

sollen. Kurz vor Trapani, dem Stützpunkt der deutschen Luftwaffe, stürzte sie ins Mittelmeer. Abgeschossen von den Alliierten, Benzinmangel oder Motorschaden, das wird noch herauszufinden sein. Sie sagen, es war am 7. Mai 1943, kurz vor der Geburt meiner Mutter.

Immer wieder schaue ich das Video an und lese die Mail, mit der es angekommen ist. Ich formuliere eine Antwort und lösche sie wieder. Dann schließe ich mein Büro ab, grüße den Nachtwächter und verlasse die Museumsinsel.

Die feuchte Luft riecht nach Laub, der Herbst kam früh in diesem Jahr. Fahle Lichtsplitter auf der Spree. Wenn es wahr sein sollte, dass mein Großvater in dieser Maschine starb, bedeutet das die endgültige Gewissheit, dass ich die letzte Überlebende der Familie bin. Erst starb meine Großmutter, dann meine Mutter. Alles, was übrigblieb, war das Geheimnis seines Verschwindens. Jetzt bin ich allein.

Die S-Bahn gleitet durch die Nacht. Dieselbe Strecke wie jeden Abend. Dinge, die sich nicht verändern, beruhigen mich. Fahrgäste steigen ein und aus, die Mode kommt und geht, aber die S1 bleibt immer die S1. Sie hat die Bombenangriffe überlebt und die Teilung der Stadt. Wahrscheinlich fuhr mein Großvater schon mit ihr. Tiergarten, Savignyplatz, Wannsee. Meine Berufskrankheit: Archäologen sehen die Welt nicht so, wie sie ist, sondern immer auch, wie sie war, Schicht um Schicht. Alles ist für uns zugleich präsent, Unsichtbares hinter dem Sichtbaren, die Spuren des Gestern hinter dem Heute, die Gegenwart als Konsequenz der Vergangenheit.

Mein Blick reist durch die Zeiten, als blätterte er durch ein Buch. Bahnhof Friedrichstraße, Gianni und ich betrunken in der letzten Nacht des alten Jahrtausends. Mein erster Besuch im Osten in den Achtzigern, ein schüchterner Teenager in Jeansjacke und Turnschuhen mit ihrer Mutter, die einen Freund im Osten hatte, der gern Westzigaretten rauchte. Wartende Parka-

träger in der Kälte, Passierschein in der Hand, keiner traut sich, laut zu sprechen. Genauso detailliert sehe ich, was vor meiner Zeit war, als wäre ich dabei gewesen – die zerstörten Gleise nach den Bombennächten, meine Großmutter als junge Frau, die meinen Großvater in Uniform zum Bahnhof bringt, sie glaubt noch an den Sieg, er verschweigt ihr seine Zweifel.

Kurz nach Mitternacht rufe ich Patrice auf Sizilien zurück. Schon vier Nachrichten auf meiner Mailbox. Und das Video mit dem Hakenkreuz. *Du musst sofort kommen, das ist eine Sensation!* Wir kennen uns aus Studienzeiten, ein Austauschjahr in Perugia, dann trennten sich unsere Wege. Er hatte immer schon ein Faible für die Unterwasserarchäologie; ich bevorzuge festen Boden unter den Füßen. Was ich an der Wüste liebe, liebt Patrice an der Tiefe – und andersherum: Er hat Angst vor der Leere, ich habe Angst vor der Tiefe. Dort unten kann man schnell sterben oder schnell reich werden – alles dazwischen interessiert ihn nicht. Ich dagegen meide die Extreme, brauche festen Boden unter den Füßen und begnüge mich mit einer Festanstellung bei der Stiftung Preußischer Kulturbesitz.

Patrice war früher mal verliebt in mich gewesen – und ich in ihn, wenn ich ehrlich bin. Vielleicht wäre es ein tolles Abenteuer geworden, aber ich hatte mich schon für Gianni entschieden. Patrice war charmanter, attraktiver, verrückter – aber genau deshalb hätte er jede Frau unglücklich gemacht. Eine genügte ihm nicht. Ich erkenne Patrice' Stimme sofort, sie klingt jung und hell wie damals. Er ist völlig aus dem Häuschen.

»Du hast doch immer von ihm erzählt, weißt du nicht mehr?«  
Ja. Mein Großvater, das Fragezeichen in meiner Familie.

»Die Maschine kam aus Tunis. Er war doch in Nordafrika stationiert, hast du gesagt, nicht wahr?«

»Es gab Millionen Verschollene im Krieg, woher willst du ...«

»Ich schick dir ein Foto. Was wir gefunden haben. *C'est in-*

*croyable!* Moritz hieß er doch, non? Und mit Nachnamen wie du?«

»Nein, wir haben verschiedene Namen. Patrice, ich hab gerade ganz andere Probleme.«

Seine Erregung springt nicht auf mich über. Meine Skepsis überwiegt.

Dann kommt das Foto an. Und noch eins. Und noch eins. Ich starre auf mein Handy, und mir läuft ein Schauer über den Rücken. Muschelverkrustet und gelb von Rost, aber doch erstaunlich gut erhalten: eine Kamera. Agfa, der Schriftzug gut erkennbar, vorne klafft ein Loch, dort, wo die alten Apparate ihren Faltbalg hatten. Ein zweites Foto, die Kamera von hinten, und zuletzt das vergrößerte Detail: eine Gravur im verrosteten Metall, von Sedimenten freigelegt: M. R. Oder ist es M. B.?

»Wie hieß er mit Nachnamen?«

»Reinke.«

Ich kenne die Kamera von einem Foto, einem der wenigen: mein Großvater als Zwanzigjähriger am Wannsee, offenes Hemd und Hosenträger, lächelnd, voller Optimismus, und zugleich mit einem scharfen, genauen Blick, in der Hand die Kamera, als warte er nur darauf, das Foto zu erwidern, das sie gerade von ihm machte: meine Großmutter als junges Mädchen, vor der Katastrophe.

»Nach über sechzig Jahren – Nina! Das Leben schreibt die verrücktesten Geschichten!«

Nein, *mein* Leben ist alles andere als verrückt, alles läuft in geordneten Bahnen, mein Leben ist eine Insel der Stabilität im Chaos dieser Stadt, sagen meine Freundinnen – gut, bis auf die Katastrophe mit Gianni. Wobei das auch nur allzu gewöhnlich war – die jüngere Geliebte und die Ehefrau, die eine verirrte SMS ihres Mannes auf dem eigenen Handy entdeckt. Nein, die Geschichten des Lebens sind allzu banal.

»Freust du dich nicht? Endlich hast du ihn gefunden!«

Ich schweige und weiß nicht, warum. Taubheit im Kopf, Taubheit in den Gliedern. Wenn es stimmt, dass mein Großvater vor der sizilianischen Küste am Grund des Meeres liegt, dann wäre er nicht mehr verschollen. Dann wäre sein Geheimnis, das immer meine Phantasie beflügelt hat, endgültig gelöst.

»Ein Fischer hat mir den Tipp gegeben. Es sind immer die Fischer, die was rausziehen. Dann haben wir das Leitwerk gefunden und ein paar Sachen aus dem Heck. Bordgeschirr, ein Sitzgestell ... und die Kamera. Jetzt suchen wir nach dem Rumpf.

Vielleicht finden wir dort noch mehr von ihm.«

Der Gedanke, einen im Meeresschlamm konservierten jungen Soldaten zu sehen, der mein eigener Großvater ist, gruselt mich. Dann setzt mein Verstand ein, der weiß, dass auch bei Unterwasserausgrabungen höchstens Skelette zu finden sind. Seesterne, Fische und Krebse fressen das Fleisch. Und selbst die Knochen werden mit der Zeit demineralisiert. Außer, die Körper liegen im Schlamm, vom Sauerstoff abgeschottet.

Aber die Initialen konnten vieles bedeuten. Martin Richter. Michael Biedermann.

»Der einzige Zweifel, den ich habe«, sagt er, »ist das Fabrikat. Die Wehrmachtsfotografen haben eine moderne Leica IIIc benutzt. Diese Kamera ist eine Agfa Karat aus den dreißiger Jahren.«

Das ist der Grund, warum Archäologen keine Krimis lesen. Wir ermitteln selbst den ganzen Tag. Und ich weiß nicht, ob ich jetzt die Kraft habe, mich in diese Details einzuarbeiten. Ich weiß nur: Er hat mehr gemacht als nur Fotos. Er wurde irgendwann zum Kameramann befördert, für die Wochenschau.

»Hör zu, Nina. Ich hab den Unfallbericht des Generalquartiermeisters von Trapani. Die Baunummer ist dieselbe, die wir am Leitwerk gefunden haben. Die Namen der Besatzung sind vermerkt. Was aber fehlt, ist eine Passagierliste. Damit hätten wir Gewissheit. Und da habe ich ... eine Bitte an dich.«

»Was?«

»Die namentlichen Verlustmeldungen liegen bei der WAST. Wehrmachtsauskunftsstelle. Also, wenn es noch eine Passagierliste gibt, dann dort. Aber da komm ich nicht ran, als kleiner französischer Taucher. Du musst Angehöriger sein. Wegen Datenschutz.«

»Wo ist das?«

»In Berlin.«

»Okay, kann ich machen.«

»Nina, du bist ein Schatz! Dafür lad ich dich auf ein Wochenende ein!«

»Wo?«

»Na, hier in Marsala. *C'est magnifique!* Du musst schnell sein, bevor die Verrückten kommen. Es war schon in der Zeitung, wir konnten es nicht verhindern. Flieg runter, Nina! Wie lange haben wir uns nicht mehr gesehen? Zehn Jahre?«

»Patrice, es tut mir leid. Ich kann nicht.«

»Warum? Was ist los?«

Ich erzähle ihm nichts von dem Erdbeben, das meine Ehe erschüttert hat. Von den Terminen mit den Anwälten und dem absurden Versuch, dreizehn Jahre Leben in Zahlen aufzurechnen und fein säuberlich zu trennen. Meine Existenz ist bereits so aus dem Gleichgewicht geraten, dass jede weitere Veränderung mich völlig aus der Bahn werfen würde. Ich erzähle ihm von einer Konferenz in London und verschweige, dass ich die letzten zehn Jahre in einem verstaubten Museumsarchiv verbracht habe. Ich habe verlernt zu reisen.

Die Wehrmachtsauskunftsstelle, am Morgen vor dem Termin beim Scheidungsanwalt. Ein sauber geordnetes Aktengefängnis: Hier haben sie die Lebensläufe weggesperrt, von denen nachher keiner mehr was wissen wollte. Wer wann wo was getan hat. Verwundet, vermisst, gefangen oder auf welche Art gestor-

ben. Millionen von Männern. Ich stelle einen Antrag. Trage die Daten ein, die ein Unglück in Zahlen fassen. *Ju 52/3mg6e, Werksnummer 7544, Flugkommando Luftnachrichtenregiment, vermuteter Wehrmachtsangehöriger: Moritz Reincke, geboren am 2. März 1919 in Treblin, Pommern.*

»Wir schicken Ihnen eine E-Mail.« Freundlich, effizient und geräuschlos. Diese Behörde ist das Gegenteil der Stadt dort draußen. Warum bin ich noch nie hierhergegangen? Sie liegt an meiner U-Bahn-Linie. Ich kenne sogar einen, der dort arbeitet. Vielleicht hatte ich Angst vor allzu viel Wahrheit. Wen er getötet hat und in welche Schweinereien er verwickelt war. Das Schweigen, in das er gehüllt war, schützte uns vor allzu Schockierendem. Lieber ein Wortlaut, mit dem alle leben konnten: *In der Wüste verschollen.*

Gianni hat die Scheidungspapiere bereits unterzeichnet. Alles, was es noch braucht, um den Termin festzusetzen, der unser Scheitern aktenkundig macht, ist meine Unterschrift. Ich habe mich immer gefragt, warum Frauen auf Männer stehen, die mehr Geld haben als sie. So einer kann sich immer den besseren Scheidungsanwalt leisten. Ich sehe meinen zukünftigen Exmann über den viel zu großen Tisch hinweg an. Sein neuer Anzug sitzt wie immer perfekt, beim Aussehen macht er nie Kompromisse. Sein Anwalt, in dessen Kanzlei er mich gebeten hat, betont die Großzügigkeit des Angebots. Gianni lächelt. Ein Fremdgewordener, dessen Körper, Herz und Seele einmal eins mit mir waren. Wie man sich in einem Menschen täuschen kann. Ich erzähle ihm nichts von dem Anruf aus Sizilien. Ich sage nur, dass ich verreisen muss. Ich stecke die Papiere in meine Tasche, ohne zu unterschreiben, und bitte um Bedenkzeit.

»Du kannst doch jetzt nicht wegfahren!« Gianni steht empört auf. Als wären wir noch ein Paar.

»Nina, es tut mir leid.«

Er will eine Absolution, meinen Segen für seine Zukunft mit Wie-auch-immer-sie-heißt. Ich wünsche ihm eine gute Zeit und verlasse die Kanzlei.

Wo ich auf einmal den Mut hergenommen habe, weiß ich nicht. Die Entscheidung fiel völlig spontan, wie hinter einer Wand aus Nebel, als wäre es nicht ich gewesen, die da sprach. Vielleicht ist es ebenso sehr eine Flucht aus der Gegenwart wie die Sehnsucht nach der Vergangenheit. Oder aber die Ahnung, dass der Schlüssel zu meinem verlorenen Selbst nicht hier zu finden ist, sondern in einer Geschichte vor meiner Geburt, die ein verrücktes Schicksal in einer Zeitkapsel aufbewahrt hat, von Muscheln überwuchert, in der Dunkelheit unter dem Meer. Ich gehe nach Hause und packe meinen Koffer. Es ist Freitagnachmittag.